

Nr. 23

1. DEZEMBER 1927

I. JAHR

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Ueber die Emanzipation vom Vieh / Rund um die
Vorhaut / Ein Hirtenbrief

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck verboten

DAS NEBELHORN

Nr. 23

1. DEZEMBER 1927

I. JAHR

UEBER DIE EMANZIPATION VOM VIEH

Welch ein Kampf ums Dasein oder welche unbändige Verrücktheit hat Euch denn dazu bewogen, Blut mit dem Munde zu berühren und das Fleisch eines toten Tieres an Eure Lippen zu bringen? Warum verleumdet Ihr die Erde, als ob sie nicht imstande wäre, Euch zu ernähren und zu sättigen?

Plutarch

Abhandlung über das Fleischessen.

Meine praktische Beschäftigung mit der Lösung der sozialen Frage begann so:

Wir wohnten damals — es war im Mai 1921 — seit anderthalb Jahren in Oberösterreich in einer Villa auf dem Lande. Das Haus stand einsam inmitten von Feldern und der Garten, der zu ihm gehörte, war nur klein und kaum breiter als das Gebäude. Vor dem Hause bildete er ein kleines Vorgärtchen mit ein paar Blumenbeeten und Rosenstöcken, hinter ihm einen rings von einem Zaun eingeschlossenen Gemüsegarten, 12 m breit und nicht ganz 30 m lang, also 350 m² groß. Hier stand ich damals und wollte gerade auf einem der 12 m langen Beete eine Reihe Mais ansäen. Das Saatgut, das ich in Linz gekauft hatte, sah nicht sehr vielversprechend aus und ich bezweifelte seine volle Keimkraft. Ich versenkte daher in ca. 50 cm Abstand statt 1—2 gleich 5—6 Körner in die Erde, hoffend, daß von ihnen wenigstens eines keimen würde.

Nach einiger Zeit schon wurde es offenbar, daß ich mich getäuscht hatte. Alles keimte. An jeder Saatstelle sproßte ein kleines Büschel Pflanzen aus der Erde, eine schöner und kräftiger als die andere. Da aber an jeder Stelle nur Platz für die Entwicklung einer einzigen war, war ich gezwungen, alle anderen aus dem Boden zu ziehen. Als jedoch die ausgerauten so in einem Häufchen vor mir lagen, kaum zum Leben erwacht und schon der Rentabilität geopfert, taten sie mir leid. Ich trug sie zum letzten Beete des Gartens, das noch unbebaut war und setzte die unbeschädigten Pflanzen wieder in zwei Reihen aus, obwohl ich nicht wußte, was ich mit soviel Mais anfangen sollte.

Schon wenige Wochen nachher hatte ich Gelegenheit, sonderbare Vorgänge zu beobachten. Die Pflanzen, die ihren Platz nicht verändert hatten, wuchsen schön und groß in einem Stamme empor; die umgepflanzten jedoch zeigten eine für mich lästige Eigenheit: sie blieben nämlich nicht einstämmig, sondern trieben neben dem Hauptstamm jede noch 2—6 Nebenstämme aus dem Boden empor. Ich hielt diese Nebenstämme für rätselhafte „wilde Triebe“ und da ich befürchtete, sie würden dem Hauptstamm alle Nahrung nehmen, stutzte ich sie bei ihrer Austrittsstelle aus dem Boden mit der Spalierschere ab. Aber sie waren nicht umzubringen. Nach 14 Tagen waren sie schon wieder nachgewachsen und jedes Stutzen hatte nur ihr vermehrtes Wachstum zur Folge. Schließlich verdroß mich diese erfolglose Arbeit und ich ließ sie stehen und wachsen. Zur Erntezeit aber trug jede der schönen, einstämmigen Pflanzen einen großen Kolben; die umgepflanzten aber, trotz dem oftmaligen Stutzen, auf jedem Stamme einen, im Ganzen also 3—7 nicht viel kleinere Kolben.

Ich war nicht imstande, mir dieses vermehrte Wachstum zu erklären und ahnte nicht, daß ich das

Wunder der chinesischen Ackerbeetkultur vor mir hatte und mir eben die Fürstenwürde verdient hatte, die Friedrich der Große dem versprochen hatte, der aus einer Aehre zwei machen könne. Bald aber wußte ich alles. Ich fand im Herbst im Schaufenster des kleinen Wirkwarengeschäftes des Herrn Ansorge auf der Promenade in Linz eine Ausstellung von Produkten der Ackerbeetkultur, darunter Roggenstauden von 80 Halmen aus einem Korn. Ich besuchte den alten General Kronholz, der sich als einer der ersten mit dieser Kultur des Getreides beschäftigt hatte, auf seinem Gute in Bachl bei Urfahr und er war es, der mir das Buch von Simon empfahl, von dem in Nr. 20 die Rede war, und der mich auf das Buch des Russen Demtschinsky über die Ackerbeetkultur aufmerksam machte. Ich hörte, daß schon vor dem Kriege auf einer landwirtschaftlichen Ausstellung in Petersburg eine Roggenstaude zu sehen gewesen war, die 186 Halme mit je einer Aehre von durchschnittlich 100 Körnern besaß und ich machte mir so meine Gedanken darüber, daß unsere Bauern das 4—12fache Saatgut ernten, während hier eine 18.600fache Vermehrung in Erscheinung trat. Ja ich hörte sogar von einem russischen Pensionisten, dem es gelungen war, aus einem Korn binnen eines Sommers 500.000 Körner zu erzeugen und zwar einfach dadurch, daß er die Halme einer ähnlich stark bestockten Getreidepflanze abschnitt und sie als Stecklinge wieder auspflanzte.

Im Frühling begann ich selbst mit Versuchen. Ich machte bei dem Boschan'schen Gute Achleiten bei Rohr in Oberösterreich eine großartige Saatgutbestellung auf ein ganzes halbes Kilogramm Sommerweizen und bestimmte schweren Herzens ein Drittel meines ohnehin so kleinen Gemüsegartens als Versuchsfeld. Meine Nöte begannen sofort. Ich hatte kein Mistbeet, um darin bei der frühen Jahreszeit die Pflanzen zum Umsetzen großzuziehen. Ich

beschloß daher, es vorher einmal mit dem bloßen Häufeln der ins freie Feld gesäten Pflanzen zu versuchen, das auch verblüffend wirken sollte, wenn auch lange nicht so, wie das Umsetzen. Auch traute ich mir nicht die Geduld zu, ein paar tausend Pflanzen mit eigener Hand umzusetzen. Ich fertigte mir also aus einem alten Rechen einen Rillenzieher, indem ich ihm nur alle 20 cm einen Zahn ließ, alle anderen aber, insoferne sie noch vorhanden waren, ausbrach. Diesen Rechen beschwerte ich mit einem ziemlich großen Stein und begann mit ihm auf meinem Versuchsfeld 20 cm voneinander entfernte Rillen zu ziehen. Es war kläglich. Jede größere Scholle brachte diesen Rechen trotz seinem canonischen Alter vom geraden Wege ab und die Rillen sahen dementsprechend aus. Nachdem ich aber so im Schweiß meines Angesichtes 50 Rillen, die wie Wellenzeichnungen aus einem Lehrbuch der Akustik aussahen, gezogen hatte, ließ ich aus einer alten Cigarettschachtel alle 20 cm 1—2 Körner in diese Rillen fallen. Oft fielen mehr Körner heraus, oft gar keines; ich war ununterbrochen genötigt, meine Tätigkeit als Säemaschine zu corrigieren, ich stand zwei Tage lang beinahe auf dem Kopfe, der Rücken schmerzte mich als hätte ich Prügel bekommen und ich verlor bei dieser landwirtschaftlichen Feuer- taufe eine Füllfeder, eine Cigarettdose und eine Nadel aus meinem Hemdkragen. — Kaum war der Weizen aufgegangen, kaum war das dritte Blättchen der jungen Pflanzen erschienen, erschien auch ich mit meiner Haue auf dem Versuchsfelde und begann so intensiv zu häufeln, daß man nach vollbrachter Arbeit von einer Vegetation auf dem Felde fast gar nichts mehr merkte, da alles mit Erde verschüttet war. Dann schleppte ich aus der Senkgrube beim Hause Gießkanne um Gießkanne mit dem flüssigen „Gold des Landmannes“ herbei und düngte so gründlich, daß ich abends auf Befehl meiner

Frau sofort ins Bad steigen mußte. Hierauf aber begann der Weizen zu wachsen, daß die Bauern, die rechts und links vom Garten auf ihren Feldern arbeiteten, an den Zaun kamen und glotzten. Keine Pflanze habe ich gesehen, die weniger als 25 Halme zählte, keine Aehre gefunden, die kürzer als 12 Zentimeter war. Die meisten maßen 16 Zentimeter, während die Winterweizenähren der Bauern durchschnittlich 8 cm lang waren. Und obwohl dieser Weizen dann viel zu spät geschnitten wurde, so daß infolge des starken Körnerausfalls das Feld einige Wochen nach der Ernte von neukeimendem Weizen wie von einem dichten Rasen bedeckt war; obwohl wir den Weizen dann auf einer aus dem Krieg stammenden alten Pferddecke mit Spazierstöcken droschen, wobei viele Körner in den Aehren blieben und alle, die von der Decke in den Gartenkies sprangen, verloren waren; obwohl beim Putzen wieder ein großer Prozentsatz verloren ging, da ich es nicht anders bewerkstelligen konnte, als daß ich — mit der Schwimmhose bekleidet — auf dem glühendheißen Dachboden den Weizen mittels einer großen Kohlschaufel gegen die Wand eines Mansardenzimmers warf — so erhielt ich schließlich dennoch von dem 120 m² und von den 10 dkg Saatgut, die ich gebraucht hatte, etwas über 100 kg Sommerweizen, also mehr als das tausendfache Saatgut und einen Hektarertrag von beinahe 9000 kg (wobei noch zu bemerken ist, daß sich die Körner gegenüber dem Saatgut in der Größe verdoppelt hatten), während der normale europäische Hektarertrag bei dieser Frucht 700—2800 kg bei einer Saatgutmenge von ca. 200 kg Saatgut beträgt.

Damit war für mich die Lösungsmöglichkeit der sozialen Not durch die Erde auf hunderte von Jahren hinaus klar bewiesen. Und da auf diese Art meine Erfolge als Bauer die als Schriftsteller bei weitem übertrafen, beschloß ich, Bauer zu werden;

denn ich wollte in Zukunft lieber vom scheußlichsten Wetter abhängig sein, als von den „Rahmen“ der diversen Verlage und Redaktionen, für die weder meine gesammelten noch meine zerstreuten Werke mangels Verlogenheit passen wollten. Aber ganz so einfach, wie ich es mir vorstellte, war dieser Berufswechsel doch nicht durchzuführen.

Es hatte sich zu jener Zeit in Gmunden eine „Liga für Ackerbeetkultur“ gebildet, die zwei bemerkenswerte Versuche machte, ihre Absichten durchzuführen. Erstens wandte sie sich an verschiedene oberösterreichische Bauern mit folgendem Ansinnen: „Verpachte uns Deinen Grund. Wir geben Dir an Pachtzins in natura soviel, als Du bisher im besten Jahre, an das Du Dich erinnern kannst, von ihm geerntest hast!“ Zweitens stellte sie Fabriksarbeitern folgenden Antrag: „Du arbeitest auf unseren Feldern 72 Stunden im Jahr. Dafür bekommst Du 200 Kg. Brotgetreide, also soviel, als ein Erwachsener im Jahre braucht!“ — Es ist nach den oben mitgeteilten Ernteergebnissen klar, daß dieser Versuch hätte gelingen müssen; ebenso klar aber ist, daß er nirgends Unterstützung finden konnte und an der hierzulande verbreitetsten Gemütskrankheiten, der *indolentia praecox*, scheitern mußte. Die Arbeiter waren froh, der ihnen durch bäuerliche Ausbeutungskünste verleiteten Landarbeit entronnen zu sein und die Bauern sagten: Jo wos tät denn i nacher 's ganze Joahr mochn? Und wos war denn nacher mit'n Rinderviech?

Natürlich! 's Rinderviech, das hatte man bei diesen Versuchen, den Menschen zu helfen, ganz vergessen! Man hatte sozusagen die Rechnung ohne den Hirt gemacht, der in jedem Bauern verborgen ist und ihn in alle Ewigkeit daran hindern wird, aus einem Stallknecht ein Mensch zu werden. Denn irgendwie muß sich doch die schamlose Ausbeutung des Tieres am Menschen, der sie prak-

tiziert, rächen. Was täten die Menschen, wenn es kein tierisches Unterleibssecret gäbe, das man durch alljährliches Zum-Stier-treiben tuberkulöser und durch die vielen Geburten ausgemergelter Kühe erhält und durch die rechtzeitige Ermordung der Kälber, für die es bestimmt ist, für den Konsum verfügbar macht? Irgend ein Eigenbrötler, der wahrscheinlich recht hat, hat zwar behauptet, daß die Kinder durch den Genuß einer Milch, die für Kälber bestimmt ist, Kalbsknochen bekommen; aber was täte der Professor Pirquet den ganzen Tag, wenns keine Milch gäbe und keine „Nem“, das ist den Nährwert eines Liter Milch, den er all seinen Ernährungstheorien zu Grunde gelegt und wodurch er die Leute derartig in Verwirrung gebracht hat, daß sie heute alle, statt an den Brüsten der Natur, am Euter des Rindviechs liegen. Bella, die 10.000 Liter-Kuh unseres Viehzüchters und Menschenpräsidenten Hainisch, ist für die meisten heute das Ideal eines Ernährungsviehmisters von Oesterreich und alle Großgrundbesitzer, die die Erde, deren Verlust die Sklaven der Arbeit und Arbeitslosigkeit ins Elend stürzt, besitzen und sie durch Viehzucht verschwenden und verschweinen, schmunzeln dazu. Was kümmert sie die Feststellung Hindhedes, daß die Hungersnot Deutschlands im Kriege nicht durch die englische Flotte sondern durch seine eigene flotte Schweinezucht verursacht worden ist und daß ein Ochse zuerst drei Jahre lang soviel frißt, wie sechs Männer, um hinterher einen Mann hundert Tage lang mit minderwertiger Nahrung zu ernähren? Müßten doch alle Kinder sterben, wenn es keine Milch gebe! Denn die Japaner, bei denen es keine gibt, kommen bekanntlich schon alle erwachsen zur Welt und vermehren sich durch Spaltung.

Beinahe dreiviertel seines Grundes und dreiviertel seiner Arbeit braucht der europäische Durchschnittsbauer heute für sein Vieh. Um den Fleisch-

hunger der Städte zu befriedigen, muß er sein Lebtage im Mist wühlen. Und auch meinem Plane, Bauer zu werden, stand eine solche Praxis bevor. Ich muß gestehen, daß mich eine solche Zukunft wenig lockte. Ich war damals schon Vegetarier und meine Liebe zum Tier hatte zur Folge, daß ich vom Vieh nichts wissen wollte und noch weniger von seiner Zucht zum Zwecke des Auffressens, die Mensch und Tier gleichermaßen in Viecher verwandelt. Ich hatte aus den vielen Büchern über Landwirtschaft, die ich in jener Zeit las, mit der visionären Sicherheit, die mir gegenüber der verwirrenden Fülle jedweden Geschmuses eignet, als einzig Positives unser absolutes Nichtwissen auf diesem Gebiete herausgefunden, ein Nichtwissen, das die ausgefallensten Ideen jederzeit durch die unwiderleglichsten Düngungs-, Anbau- und Ernährungsversuche „bewiesen“ hat und täglich noch „beweist“, daß es die höchstgezüchtete d. i. ausbeutungsfähigste Sau grausen möchte. Und radikal und halsstarrig, wie ich nun einmal bin, blieb ich bei meinem Entschlusse, Bauer zu werden, aber ein Bauer ohne Vieh. Freiwillig begab ich mich aller poetischen Reize dieses Berufes, die, wie mir von vielen Seiten versichert wurde, gerade in dem Gackern der Hühner, dem Krähen der Hähne, dem Gurren der Tauben, dem Blöcken der Schafe, dem Mekern der Ziegen und dem Muhen der Kühe auf einem Bauernhofe bestünden. Die Poesie der verschiedenen Schlachtfeste und Kastrationsunterhaltungen wurde von diesen Anwälten ländlicher Poesie dabei leider vergessen. Ich wußte, ohne etwas zu wissen, daß es auch Bücher über viehlose Landwirtschaft geben müsse, ich suchte und ich fand sie. Ich erfuhr aus ihnen, daß es hunderte große Güter in Deutschland gebe, die ohne Nutzvieh florieren und eines in England, das sogar seit dem Jahre 1843 nutzviehlos bewirtschaftet werde. Nutzviehlos.

Denn Zugvieh brauchte man immer, da die diversen Traktoren erst in den allerletzten Jahren an Verbreitung gewinnen. Gepriesen sei die Technik, die ich schon sooft verflucht habe, wegen dieser durch sie bewirkten systematischen Verminderung tierischer Qual auf Erden. In der Kleinbauerngesellschaft meiner Zukunftsträume wird man allerdings weder Vieh brauchen können noch Traktoren brauchen, sondern zum Spaten als dem gesündesten und völlig ausreichenden Werkzeug des Landbebauers zurückkehren. Denn was hat man schon davon, wenn man sich zuerst ängstlich durch technische Errungenschaften vor körperlicher Arbeit bewahrt und dann wegen Verfettung eine Kur in Marienbad gebrauchen muß?

Unter solchen aller Poesie hohnsprechenden Beschränkungen wurde ich vor nun viereinhalb Jahren Landwirt. Ausgerechnet zu jener Zeit, in der Inflation und Hungersnot vorüber waren, die Landwirtschaft wieder unrentabel zu werden begann und die Bauern anfangen Schulden zu machen, ergriff ich mit bemerkenswerter kaufmännischer Talentlosigkeit diesen Beruf. Viereinhalb Jahre sind — Leute mit gutem Gedächtnis wissen es noch vom Kriege her — eine Zeit, in der man viel erleben kann. Wer könnte es leugnen, daß in einer Gegenwart, die eine Zeit ist, die nichts wie money bedeutet, nicht alle Blütenträume einer schöneren Zukunft reifen konnten? So mancher von ihnen mußte in diesen viereinhalb Jahren begraben werden. Lassen wir ihn in Frieden ruhen. Es waren Enttäuschungen, die ihren Grund nicht in dem Ideal einer viehlosen und daher menschenwürdigen Landwirtschaft hatten, sondern in der Umwelt, in die ich dieses Ideal hineinzustellen gezwungen war, der Umwelt, an der die Bestrebungen der Liga für Ackerbeetkultur seinerzeit gescheitert sind. Gescheitert aber ist nichts, Kompromisse wurden keine geschlossen und er-

reicht wurde viel. Gleich im ersten Jahre habe ich auf höchst mittelmäßigem Boden Bestockungen bis zu 60 Halmen aus einem Korn erzielt und in meiner Lade ruhen Weizenähren, von denen im Durchschnitt jede 1 dkg wiegt. Rechnet man nur zehn solche 60fach bestockte Pflanzen mit solchen Ähren auf einem Quadratmeter, so ist damit der Beweis erbracht, daß auch auf Gebirgsboden und in kalter und feuchter Tallage Erträgnisse von 50.000 kg reiner Frucht jederzeit möglich sind. Was hat die gesamte abendländische Landwirtschaftswissenschaft solchen Ergebnissen an die Seite zu stellen? Und ist es meine Schuld, wenn ich solche Versuche auch heute nur im Kleinen vornehmen kann, da die arbeitende Menschheit hierzulande mit viel wichtigeren Dingen, nämlich damit beschäftigt ist, die steirischen Wälder in Zeitungspapier zu verwandeln?

Aber die verblüffende Möglichkeit solcher materieller Erträge erscheint beinahe nebensächlich im Hinblick auf die geistigen Erträge, die auf einer viehlosen Landwirtschaft geerntet werden. Ein Vorwurf, den ich immer wieder zu hören bekomme, ist der, daß ich alle Menschen zu Bauern machen möchte, während doch gewiß nicht alle dazu geeignet seien. Abgesehen davon, daß es auch heute nur in den seltensten Fällen eine wirklich freie Berufswahl gibt, da sie zu einer Zeit erfolgen muß, in der das Kind zu einer Entscheidung fürs ganze Leben noch gar nicht fähig ist und die Berufswahl in 99 von hundert Fällen von einer materiellen Unfreiheit diktiert wird, die mit der allgemein herrschenden Unfreiheit sehr nahe verwandt und verschwägert ist; abgesehen davon, daß infolgedessen heute nicht 10 Prozent der berufstätigen Menschen auch für den Beruf, den sie ausüben, passen — abgesehen von all dem, entkräftet gerade die viehlose Wirtschaft diesen Vorwurf noch für sich allein. Die viehlose

Wirtschaft macht den Menschen nicht zum Bauern, sie zwingt ihn zu keinem Berufe, sondern sie enthüllt im Gegenteil das Geheimnis, daß niemand zu einem einzigen Berufe berufen sein kann, denn sie ist — mit einem unschönen, aber die Sache am besten charakterisierenden Worte bezeichnet — ein Saisongeschäft wie das Essen. Das arme Ich, als Mensch incarniert, muß essen und es ist nur naturgemäß, daß es auch die Stoffe dazu selbst erzeuge; aber es verbringt nicht seine ganze Lebenszeit mit Essen und es ist daher wieder nur naturgemäß, daß es auch nicht seine ganze Lebenszeit mit der Erzeugung seiner Nahrung zubringe. Wann kommt ein Statistiker, der das hier gehante Müller-Guttenbrunn'sche Gesetz dieser gleichen Dauer des Erzeugens und Essens naturgemäßer Nahrung in Ziffern, die man getrost nachhause tragen kann, bannt? (Es gibt übrigens zahlreiche solcher verblüffender, von mir entdeckter Gesetze, die alle noch ihrer Publizierung im Nebelhorn harren!) Die viehlose Landwirtschaft ist also, wie gesagt, ein Saisongeschäft. Man kann sie im Herbst, wenn die Ernte eingebracht ist, zusperren wie einen Laden und den Winter über machen, was der Leib sonst noch verlangt, oder, wenn das geschehen ist, was das Herz begehrt. Denn das Herz kommt bedauerlicher Weise in dieser Welt immer in zweiter Linie; sonst brauchte man ja auch keinen Himmel. Und die viehlose Wirtschaft beweist, daß der Mensch sich gleichzeitig mit der Trennung vom Vieh auch von jeder Viecherei trennt, vor allem von jener, die aus den Zügen aller der gehetzten Familienerhalter und Arbeiter spricht, die man morgens in jeder Stadt müde und kaum ausgeruht wieder ins Joch eilen sieht. Sie leben, um Geld zu verdienen, aber selbst wenn sie genügend erraffen konnten, sind sie fast ausnahmslos nicht mehr imstande, sich des Erworbenen zu erfreuen, weil sie im Kampfe darum ihren Körper

zugrunde gerichtet haben. Täglich opfern sie ihre Existenz, um existieren zu können. Die viehlose Wirtschaft gäbe ihnen alles, was ihnen heute fehlt. Sie verbände sie wieder mit der Erde, sie machte sie frei und immun gegen Ausbeutung, sie gäbe jedem ein Vaterhaus und eine Heimat. Was schwätzen und schimpfen alle diese deutschnationalen Tölpel über Marxismus und Internationalismus! Ist einem von ihnen schon die Erkenntnis aufgedämmert, daß für Menschen, die die Erde verloren haben, das Ueble, das sie unter „Internationalismus“ verstehen, die einzig mögliche Gesinnung und Ueberzeugung sein muß? Ist ihnen nicht gerade der internationale Jude, über den sie sich so aufregen, ein Beweis dafür? Wollen sie nicht von den Zionisten lernen, daß auch tausendjähriger Internationalismus das Verlangen nach Erde gerade bei den Wertvollsten nicht unterdrücken kann? Wagt einer von diesen Bodenständigkeitsaposteln auch nur einen Finger zu rühren, den Internationalismus dadurch zu bekämpfen, daß er gegen die Ausbeutung von entrechteten Menschen durch Menschen, die sich das Recht nach Maß haben anschneidern lassen, auftritt? Hat einer von ihnen etwas gegen Großstadt und Großgrundbesitz? Will einer von ihnen etwas anderes, als an Stelle der Ausbeutung durch die Juden, die Ausbeutung durch streng nationalgesinnte Schmerzbäuche setzen? Ist es nicht zum lachen, wenn man täglich hört, wie sie von Leuten, die kein Vaterland haben, verlangen, sie mögen das Vaterland derer, die es ihnen täglich im Namen der Ordnung vorenthalten, lieben?

Die viehlose Wirtschaft gäbe nicht nur allen ein naturgemäßes Leben, sondern auch eine naturgemäße Nahrung. Alle Angst, bei zu großer Vermehrung könnte die Nahrung ausgehen, ist eine Verleumdung der Erde. Ein Hektar Boden erzeugt heute in Europa 400 kg Fleisch oder 2—3000 kg Getreie-

de oder 16.000 kg Obst. Diese nüchternen Zahlen weisen den Weg in eine schönere Zukunft. Denn der Mensch ist kein Fleischfresser, kein Allesfresser und kein Pflanzenfresser. Er ist ein Fruchtesser. Er allein braucht kein Leben zu vernichten, um das seine zu erhalten.



RUND UM DIE VORHAUT

Vor einigen Tagen erhielt ich eine Broschüre: „Die Vollendung des künstlichen Juden durch Zwangsbeschneidung“. Von Erich Ludendorff. Im Selbstverlage des Verfassers; Druck und Auslieferung: Friedrich Wechsung, Sperenberg, Kreis Teltow. Diesem mit einem Bilde Ludendorffs verzierten Hefte lag ein gedruckter Zettel bei:

Sehr geehrte Redaktion!

Hiermit gestatte ich mir, Sie auf anliegende politische Neuerscheinung hinzuweisen.

Ich bitte, die Broschüre zu besprechen und freundlichst einen Belag an die Auslieferungsstelle zu senden.

Mit Deutschem Gruß!

Der Verfasser.

Hm! Die Vollendung des künstlichen Juden durch Zwangsbeschneidung? Von Ludendorff? Möglich ist alles, dachte ich mir, und begann zu lesen:

I. Einleitung.

Das Judentum ist in Gefahr! Seit mir Deutschgesinnte Freimaurer in der Not ihres Herzens das früher und heute gültige freimaurerische Brauchtum zur Verfügung stellten im Vertrauen darauf, daß ich ihnen und dem Deutschen Volke helfen würde, und mir damit die Möglich-

keit verschafften, in meiner Schrift „Vernichtung der Freimaurerei durch Enthüllung ihrer Geheimnisse“ die geheimnisvollen Fäden zu entwirren, in die Deutsche Menschen und das Deutsche Volk verstrickt sind, halt die Judenpresse von diesem Kampftruf wieder. Zwar sagen die jüdisch-völkischen Zeitungen, vom „Berliner Tageblatt“ bis zum „Elsterwerdaer Anzeiger“, nicht: Das Judentum ist in Gefahr!, sondern: die Deutsche Kultur ist in Gefahr! Aber schon der so eigenartig und plötzlich um das Leben gekommene und beerdigte Rabbiner Moses Isserles in Krakau schreibt in seinem 1367 erschienenen 2000 Seiten starken Talmudwerke „Mappa“ (Die Jungfernhaut [!]), das noch heute jeder Jude bei der „Barmizwo“ (eine der katholischen Firmelung nachgemachte blutrünstige Einrichtung) auswendig lernen muß:

„Immer wenn wir Judentum meinen, sagen wir Kultur, damit es die dummen Goi nicht merken.“

Meine durch zahlreiche Quellen belegten Angaben können die Juden, Jesuiten und Freimaurer allerdings nicht widerlegen und begnügen sich daher mit der Verleumdung, die Schrift sei allein von meiner lieben Frau und Mitschreiberin Mathilde Ludendorff, geb. von Kemnitz verfaßt. Und die Geheime Mutterloge „Zur goldenen Henne“ in Reppen, in deren 613. Hochgrad an jedem Sabbath 60.000 Deutsche Freimaurer der altpreußischen Logen trotz ihrer scheinbaren Trennung das Kaddischgebet sprechen, jenes schändliche Machwerk, das zur Vernichtung aller Deutschen auffordert, diese tollkühne freimaurerische „Großmacht“ verbreitet, ich hätte mit meiner Schrift 50.000 Mark verdient und sie bei der Steuererklärung verschwiegen, obwohl es keine 20.000 sind und eine Steuererklärung noch gar nicht abzugeben war.

Doch schon holt das vereinigte Weltjudentum, das meine Enthüllungen seiner teuflischen Werke und die dadurch bedingte Erweckung der Deutschen Mannesehre wie die Pest fürchtet, zum großen Schlage aus. Seit ich gezwungen war, in einer Flugschrift „Ist die Freimaurerei höchste Vollendung oder frivoles Spiel?“ den schlüssigen Beweis zu führen, daß der Schurz des Freimaurers nichts anderes bedeutet als seine symbolische Beschneidung, ein Zeichen rassischer und völkischer Entartung Deutscher, haben sie nichts mehr zu verlieren. Ich bin daher gezwungen, den Schleier ganz weit zu lüften und gebe mit tief innerlichem Widerstreben die Dinge bekannt, gegen die sich das germanische Empfinden aufbäumt.

1. Meine Beschneidung

Am 29. Gilbhard's 1927 erwachte ich morgens um halb 8 Uhr und fühlte einen brennenden Schmerz an meinem männlichen Gliede. Schon in der Nacht hatte ich einen furchtbaren Traum. An mein Bett trat ein Mohel (Beschneider), packte mich und hielt mich so, daß ich über meine Mathilde zu liegen kam. Er brüllte mir ins Ohr: Mir sennen gekimmen, eich zu befreien von die grausliche Pogromes von die blutrünstige zaristische Regierung. Dann packte er mich wieder und schleuderte mich dreimal mit dem Kopf auf den Erdboden. Hierauf ergriff er die Vorhaut meines Gliedes, schnitt von ihr mit einem rostigen Zigarrenstecher ein kleines Stückchen ab, riß mit schmutzigen Nägeln die übrige Vorhaut ein wenig auf, spuckte siebenmal einen Tropfen Salvarsan in die Wunde und verband sie mit einer Stahlfeder. Dann nahm er mein Stückchen Fleisch, dehnte es bis zum „Zerreißen“ und blies nach der Melodie des Kolnidre das Deutschlandlied darauf. In diesem Augenblick erwachte ich, konnte aber meine Scham nicht sogleich erblicken, weil sie bei mir besonders tief liegt. Mathilde rief deshalb schnell einen völkischen Arzt, und dieser stellte an meinem Gliede eine klaffende Wunde fest, die nur von einem Beschneidungsschnitt herrühren konnte.

Einer Mitteilung von besonderer Seite verdanke ich die Kenntnis, daß sich die Juden zur Ausführung dieser ihrer größten Schändlichkeit des berühmten Szegediner Oberkantors Schwul Pipeelson bedient haben. Dieser war sogleich mit meiner Vorhaut im Flugzeug nach Berlin geeilt und hatte sie im geheimen Schrein der Neuen Synagoge, den selbst ihre Vorsteher nicht kennen, hinterlegt. Es verstößt hier nichts, daß die Juden behaupten werden, sie hätten mich nicht beschneiden lassen, die Wunde rühre von einem Kratzer meiner Mathilde her. Diese sieghaft natürliche, herzerquickend fröhliche, kraftgefüllte, kampffrohe und reich entfaltete Persönlichkeit ist eine viel zu erprobte völkische Kämpferin voll stärksten germanischen Erbguts, als daß sie diese Gefährdung des Deutschen Freiheitskampfes verschuldet haben könnte. Die Behauptung wird aber auch durch die Verwahrung meiner Vorhaut in der Neuen Synagoge zu Berlin schlüssig widerlegt. Auch bin ich nicht der erste, den die Juden auf diese Art beschnitten haben.

Bis hierher las ich, ohne mit einer Wimper zu zucken, denn ich bin längst durch Erfahrung zum

Sachverständigen alles dessen geworden, was in menschlichen Gehirnwindungen Platz hat, sind diese nur einmal durch Glauben und Politik richtig ausgeweitet. Die Beförderung der Vorhaut Ludendorffs im Flugzeug hätte mich stutzig machen müssen? Mein Gott, in Flugzeugen sind schon weit miesere Dinge befördert worden, zum Beispiel Gasbomben. Und Leute, die religiös zu wenig geschult sind, sind immer geneigt, die Macht, welche ist gegeben der Vorhaut im Himmel und auf Erden, zu unterschätzen. Ich aber weiß aus dem Briefe des Apostels Paulus an die Galater, Cap. 2, daß der Streit um die Vorhaut beinahe zu einer Spaltung in der Kirche Christi geführt hätte. Glücklicher Weise konnte das noch im letzten Augenblick durch das diplomatische Geschick Pauli verhindert werden:

„Und da sie sahen, daß mir vertrauet war das Evangelium an die Vorhaut, gleichwie Petro das Evangelium an die Beschneidung, gaben sie mir und Barnabas die rechte Hand und wurden mit uns eins, daß wir unter den Heiden, sie aber unter der Beschneidung predigten.“

Auch einen oberösterreichischen Bauern fand ich einmal sonntags in einem ca. 1000 Seiten starken, mit bischöflicher Approbation herausgegebenen Erbauungsbuche lesend, dessen erster Traktat sich mit dem Feste der Beschneidung Christi am 1. Januar beschäftigte, welches Ereignis alle Christen heute noch zu feiern verbunden sind. Dieser Traktat brachte noch weitaus unwahrscheinlichere Mißgedankengänge als die Broschüre Ludendorffs mit Hilfe von Druckerschwärze zu Papier. Aber trotzdem konnte ich sie nicht in gutem Glauben zu Ende lesen. Ich hätte ja die in der Folge noch kommenden Feststellungen alle mit in Kauf genommen, wie die der Beschneidung Bismarcks und Moltkes, ja auch noch die der Beschneidung Wilhelms II., die der „Verräter-Kanzler“ Prinz Max von Baden am 3. Sep-

tember 1918 im großen Hauptquartier vorgenommen haben soll, wodurch allein der Sieg der Entente entschieden wurde. Ich wäre nicht zurückgeschreckt vor der Behauptung Ludendorffs, der jüdische Gruß „Scholem alechem“ bedeute nicht „Friede sei mit Dir“, sondern nach einer „nur ihm bekannten Stelle im Talmud Bowel Traktat Chuzphas Mauroh 6 b: Was macht Deine Vorhaut?“ Ich hätte mich weder an dem Kapitel über die „Bedeutung der Beschneidung“ noch an dem über den „Zweck der Zwangsbeschneidung“, noch an der Mitteilung gestoßen, daß die Kinder liberaler Juden nicht mehr in der Synagoge ihres Heimatsortes, sondern „sämtlich im Zimmer 41 des deutschen Reichstages beschnitten werden“, weshalb „man auch so häufig schon am Vormittag jüdisch-völkische Mütter mit ihren Kinderwagen in den Berliner Tiergarten fahren sehe“. Eine einzige Nachricht nur machte mich stutzig. Nämlich die:

Am 13. Februar 1802 hat der jüdische Philosoph Gotthold Ephraim Lessing bei einer Feier der als gerecht anerkannten Großen Landesloge zum Männeken Pis in Brüssel gesagt:

„Goethe ist eine Geißel der Menschheit (!) und die größte Gefahr für das Judentum. Wir müssen ihn deshalb beschneiden.“

Wenige Tage darauf schrieb Goethe das Drama: „Götz von Berlichingen, der Jude mit dem eisernen Kreuz“, das die tollste Verhöhnung Deutscher Vaterlandsliebe enthält.

Zugegeben, daß Lessing ein Nathan war, zugegeben, daß infolge eines Druckfehlerverbrechens des nach Weltherrschaft lüsternen Judentums im Untertitel des „Götz“ eine frevelhafte Vertauschung der eisernen Hand mit dem eisernen Kreuz stattgefunden hat; aber daß Lessing, der am 15. Februar 1781 gestorben ist, nicht am 13. Februar 1802 noch durch Reden Anlaß zu einem 1773 erschienenen Drama gegeben haben kann, das hätte Ludendorff doch

aus Bartels völkischer Literaturgeschichte wissen müssen! Da konnte ich nicht mehr mit, da wurde ich mißtrauisch, da sah ich nach der letzten Seite der Broschüre und fand dort die Enthüllung:

Nichts ist so dumm, daß es das Deutsche Volk nicht Erich und Mathilde Ludendorff glauben würde. Und um das zu beweisen, schrieb diese Parodie der Deutsche Jude Botho Laserstein.

Man hat mich also wie seinerzeit Franz Josef I. drangekriegt, dachte ich enttäuscht. Dann aber faßte ich mich in männlicher Seelenstärke und tröstete mich mit der Erwägung:

Diese Enthüllung ist die zweite Unwahrscheinlichkeit in dieser Broschüre. Denn sie ist von Ludendorff! So wahr auf dieser Erde, die das Blut Millionen Erschlagener getrunken hat, die unter dem Kommando dieses Gespenstes mit ihrer Haut auch ihre Vorhaut zum kriegerischen Markte trugen, nicht nur die Bücher, die er geschrieben hat, sondern auch die, die er geschrieben haben könnte, von ihm sind!



EIN HIRTENBRIEF

Von Ewald Gerhard Seeliger

Richtig denken heißt Waren herstellen und Waren befördern. Die für diese Tätigkeiten verbrauchte Kraft heißt Arbeit. Demnach ist das richtige deutsche Wesen die Arbeit, der Verbrauch von

Kraft zur Vermehrung von Kraft, also die Liebe. Die notwendigsten, die notabwendenden Waren sind Brot und Wort. Sie bedingen sich gegenseitig. Falscher Satz erzeugt falsches Brot und falsches Brot erzeugt falschen Satz. Nur der nicht hungernde Mensch vermag richtig zu denken. Er denkt aber nur dann richtig, wenn auch sei Nächster satt ist. Satz und Brot müssen gebaut werden. Demnach ist der deutsche Mensch ein Bauer. Die deutsche Sprache ist eine Bauernsprache, sie ist die in Mitteleuropa landläufige Sprech- und Denkweise. Die stadtläufige Wortfolge und Satzfügung in Europa lautet anders, sie ist die Sprechweise der Bildung. Die Bildung bezieht man immer von einem anderen. Der ewige Vater hat sich selbst gebildet und ist daher allwissend, also ist er ein ungebildetes Lebewesen. Er nennt jedes Ding bei seinem richtigen Namen. Er hat nicht nur das Wort sondern auch das Brot erfunden. Er ist ein Landbebauer, ein freier Siedler. Der Feldbebauer ist der Weltbauer. Der Milchbauer ist kein richtiger Bauer, sondern nur ein als Bauer verkleideter Hirt.

Wenn die Erdoberfläche überall gleichmäßig fruchtbar gewesen wäre, hätte sich ein Bauer neben den anderen gesetzt, und alle hätten richtig gedacht und wären fleißig und glücklich, emsig und ewig gewesen. Nicht einem einzigen hätte der falsche Gedanke kommen können, nicht zu arbeiten, nicht zu lieben. Denn auch der falsche Gedanke muß einem Grunde entspringen. Und da der falsche Gedanke nicht richtig ist, so muß er sich auf einem falschen Lebensgrunde gebildet haben. Folglich kann das Falschdenken nur den nichtfruchtbaren Strecken der Erdoberfläche entsprungen sein.

Durch die unablässige Arbeit und Vermehrung des in jedem Menschen wirkenden ersten Menschen, von dem alle abstammen, also des eigentlichen ewi-

gen Vaters, wurde das Fruchthland, dessen Grenzen stets von Meeresküsten, Gebirgen oder Steppen gebildet werden, bald von seinem Volke erfüllt. Das nun über den trefflichen, triftigen Grund hinausquellende zweihändige Lebewesen sah sich plötzlich auf drei andere Wirtschaftsgebiete gestellt, und aus dem Landbesteller wurde der Fischer, der Jäger und der Hirt. Die Fischer haben es schon wegen der schnurförmigen Anordnung ihrer Siedlungen, die Jäger wegen der Unsicherheit und Kargheit ihrer Beute nie zu Volksbildungen zu bringen vermocht. Dagegen schwollen die Hirtenstämme infolge der überreichlichen Fleischnahrung unablässig an. Faul und arbeitslos schmarotzten sie auf ihrem Vieh, bis sie mit ihren Herden die Steppe erfüllten. Die unausbleibliche Folge davon war der Kampf um den besten Weideplatz. Zuerst wurde zwischen ihnen mit Worten, zuletzt mit Schlägen gestritten. Und aus dem Vihschlachtmesser wurde der menschenverwundende Säbel und das bloß hauende, das brudervertilgende Schwert. Folglich ist der Hirte der Erfinder der gewalttätigen, der falschen Denkweise.

So wuchs sich die vom ewigen Vater im grünen Fruchthland ausgegangene Menschenhand auf dem falschen Lebensgrund der Steppe zur lebenswürgenden Teufelsklaue aus. Während die Fischer und Jäger infolge ihrer Unterernährung von der geraden Linie der ewigen Entwicklung abwichen um langsam zu verkümmern, trennten sich die überernährten Hirtenstämme von der Ewigkeitsrichtung nach der entgegengesetzten Seite. Der Hirt vervollkommnete sich in seinem Falschdenken geschwind zum erfolgreichen Räuber, und zwar stahl er zuerst Vieh, dann Waren, dann Weiber, dann Menschen und rückte so zum verschlagenen Sklavenmacher, zum verehrten Räuberhauptmann, zum siegreichen Sturmtruppriller die Gewaltleiter empor, um es weiterhin zum vorbildlichen Anführer des Stammes,

zum würdevollen Befehlshaber des ganzen Volkes und zum feierlich waltenden Gesetzmacher zu bringen, wie die Berichte über Moses und Mohammed aufs genaueste bestätigen. Unter solcher Leitung wurden die räuberischen Streifzüge immer weiter ausgedehnt, bis eine plötzlich auftretende Dürre das ganze Hirtenvolk zum gemeinschaftlichen Einbruch in den vorher genügend ausgekundschafteten grünen Grund des Bauernpfluges veranlaßte. Und die Einbrecher mit dem Schwerte blieben in dem Lande, wo Milch und Honig fließt, richteten darin ihre Raubschaft auf und nannten sie Herrschaft. Und so beruht jede Herrschaft auf der Schwertgewalt des faulen Hirten über den fleißigen Bodenbesteller. Folglich bezweckt jede Herrschaft nichts anderes, als die übermäßigen Stoffwechselbedürfnisse der Herrschenden für die Zukunft sicher zu stellen.

Der Bauer blieb bei seinem Feld, beugte sich dem Joch und schaffte weiter. Und das Steppenräuberzelt verwandelte sich in die hoch über dem unterworfenen Lande thronende Tempelzwingburg. Babylon entstand, der durch Mauern gesicherte Sitz der Herrschaft, der vom ewigen Vater geschaffene irdische Himmel der Hirten, das Paradies der Faulheit, der glühende, menschenverschlingende Moloch. Die Viehherren wurden Menschenherden-Schmarotzer. Der Hirtenknüttel verwandelte sich in das Szepter. Die Teufelsklaue wurde zum Finger Gottes verkleidet, um damit den falschen Satz von der Richtigkeit, der Göttlichkeit der Herrschaft vor den Unterjochten blutigrot zu unterstreichen. Neben Schwert und Szepter tauchten Zauberstab und Weihwedel als Herrschaftsbefestigungsgeräte auf. Der Hirt verkleidete sich zum Priester, zum falschwortmachenden Baalspaffen und schrieb die Umkehrung seines falschen hochherrschaftlichen Denkens allen Unterworfenen als die für gehorsame, also richtige Knechte einzig gültige Wortfolge vor. So

wurde das ausgeschlossene Dritte als eingeschlossenes Erstes, der falsche Grund als richtiger Grund, die Ursache als Wirkung, die Wirkung als Ursache, das Unbegreifbare als unerschütterlicher Glaubenssatz durch Schwertstreich und Zaubertrug zur Anerkennung gebracht. Denn der einzige Grund jeder Herrschaft ist das Falschdenken der Beherrschten, wodurch erst die Schmarotzerei der Herrschenden ermöglicht wird.

Aber der ewige Vater, der freiwollende, allwissende Grundverknüpfer und Unfachmann, baut nicht nur an Babylon weiter, daß es immer höher und größer wird, um es auf diese Weise desto schneller zum Einsturz zu bringen, sondern er wirkt auch in den Wörtern und Sätzen der darin hausenden Gewaltverüber. Denn obschon sie von der richtigen, ewigen Grundkette der Liebe abgewichen sind, müssen sie doch in der von ihnen einmal gewählten falschen Richtung richtig weiterdenken. Sie müssen ihre falschen Wörter richtig verbinden, denn auch sie unterliegen innerhalb ihrer Falschdenkweise dem unerbittlichen Satz vom richtigen Grunde. Mit diesem Satz in seiner allmächtigen Hand steht der ewige Vater hinter ihnen und treibt sie vorwärts. Je größer Babylon wird, umsomehr grünen Grundes und umsomehr Ackersklaven bedarf es zu seiner Ernährung. Und da der ewige Vater in jedes Fruchland mindestens ein Babylon baut, muß es bald zwischen diesen pestbeulenartig anschwellenden Hirtenstämmensitzen, deren Bewohner nicht wissen was rechts, was links, was geradeaus ist, diesen Unmenschenhimmeln und Menschenhöllen der alte Räuberkampf um die ertragreichsten Futter- und Wasserplätze entbrennen, und zwar in stetig wachsendem Umfang. Zu diesen Massenmördereien werden nämlich die unterjochten Völker aufgeboten, wenn sie so falsch denken, sich aufbieten zu lassen. Und der ewige Vater, der kein Friedensschwärmer,

sondern ein Friedensmacher ist, schmiedet dazu die Waffen. Vor ihm müssen auch die Unmenschen ihren völlig freien Willen haben. Anders können sie ja nicht zur Einsicht kommen, daß sie falsch denken. Folglich führt jede Herrschaft zum Krieg.

Das Ziel der Unterjochung ist die Erzeugung des Gehorsams zum Zwecke der Erleichterung der Herrschaftsausübung. Gehorsam ist nur denkbar unter einem Vorgesetzten und Uebergeordneten. Um ihn als höheres, als ungewöhnliches Wesen erscheinen zu lassen, müssen all die Wörter und Sätze für den Gebrauch der Untergebenen gesperrt werden, die den Herrschaftsverüber als nichthöheres, als gewöhnliches Wesen entblößen könnten. Und das sind die derben, die allmächtigen Wörter, die Wörter des Stoffwechsels und der Fortpflanzung, die Urwörter der vollkommenen Erkenntnis, die Wirtschaftswörter und Denkmütter. Nur um die Unterjochten von diesen richtigen Erkenntnisgründen abzulenken, werden sie von den Unterjochern mit einer Fülle von nichtigen Denkverordnungen und Lebensregeln, Speiseverboten und Sperrätzen überschüttet, die alle der Befestigung der Gewalt dienen und deren wichtigste Glaube, Würde, Recht und Pflicht sind. Wer diese dicken Töne als richtige Wörter gebraucht, spricht und denkt falsch. Die Unwissenheit gebiert den Glauben, die Unterjochung die Würde, die Strafe das Recht, die Verknechtung die Pflicht. Jede Herrschaft ist Grundsperr, woraus die Denksperre, die Liebessperre und die Lebenssperr entstehen. Folglich führt jede Herrschaft zur Selbstvernichtung der Herrschenden.

Der einzige Zweck des Glaubens ist das Opfer. Es dient zur Deckung der priesterlichen Stoffwechselbedürfnisse. Wer die regelmäßige Opferabgabe stört zieht sich die Feindschaft der Priesterschaft zu, die nur zur Abwehr solcher Bedrohungen die Begeisterung der Gläubigen, Fanatismus ge-

nannt, richtig Tempelkoller ausgesprochen, erfunden hat.

Glauben ist Blick- und Wortsperr zur Herstellung opferanreizender Heiligkeiten. Der Ort der Opferabgaben ist der Tempel. Die Opferzahlstelle ist der Altar. Kein Altar ist durchsichtig. Die an solchen Hebestellen und Opfersammelstellen vorgeschriebene Lachlustsperr wird Andacht genannt und bedeutet wörtlich, also richtig: Anhaltung des Denkens. Zur Erzielung dieses Zustandes der völligen Gedankenlosigkeit werden die Glaubensgeheimnisse erfunden und in möglichst weihevollen, also unklaren und zauberhaften Wortreihen vorgetragen. Je sinnloser diese Satzreihen sind, desto stärker ist ihre verblöden- de Wirkung. Gebet, Feierlichkeit und Gottesfurcht sind Erfindungen der faulenzenden Hirten zur Einschüchterung und Abrichtung ihrer Knechte. Jeder Glaubensgott ist ein von seinen Priestern aufgestellter Fetisch, mit dessen Hilfe sie sich bei ihren Gläubigen den Lebensunterhalt ergaukeln. Die Ausbreitung des Glaubens geschieht zuerst immer, dann meistens durch Feuer und Schwert und bezweckt stets nur die Unterwerfung weiterer Fruchtländ- strecken unter den Glaubensknotenmittelpunkt, der immer eine Stadt ist. Daher gibt es nur heilige Städte und Großstädte, aber keine heiligen Dörfer. Dort aber wohnt der ewige Vater bei seinem lebens- spendenden, gänzlich unheiligen aber völlig wirkli- chen Misthaufen.



DAS NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei
Kienreich, Sackstraße und in Wien in der Buchhandlung
Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration,
Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.